

Ursula Baus

Moderne in Raum und Geschichte

Die 14. Architekturbiennale: Die Moderne ist ein unvollendetes Projekt

Zur Eröffnung der 14. Architekturbiennale litt Venedig unter der ersten Hitze-
welle des Jahres. Pfingsttage und die Chance, bei den Ersten zu sein, die in die
Ausstellungsräume des Arsenale und die Länderpavillons in den Giardini hin-
einkommen, ließen Tausende aus aller Welt in die Vaporetti steigen. Auch uns,
wie wir es in der Vorschau vergangende Woche angekündigt hatten.



Draußen: ein gepanzerter Mercedes vor dem Pavillon.
Drinne: die beiden Kuratoren beim Diskurs im Atrium ihrer Bungalow-Implantation.

Um gleich mit dem deutschen Pavillon anzufangen: Alex Lehnerer und Savvas Ciriacidis ist es konzeptuell und en detail gelungen, mit der Überlagerung zweier geschichtsträchtiger Orte eine schlüssige Raumeinheit zu schaffen. Sep Rufs Bonner Kanzlerbungalow aus dem Jahr 1964 und den deutschen Pavillon – der 1905 als „Padiglione Bavarese“ gebaut, von Ernst Haiger 1938 nationalsozialisiert und 1964 entnazifiziert wurde –, also diese beiden Bauten, deren Raumkonzepte unterschiedlicher kaum sein könnten, zusammenzuführen. Das ist mehr als eine „Show“, wie ein Baunetz-Kommentar es kundtat. Und damit zu den Reaktionen.



Kommentare zum deutschen Pavillon

Reaktionen

Sie sind – gelinde gesagt – gespalten. Laura Weissmüller erwärmte sich in der Süddeutschen Zeitung dafür, wie zwei bis drei Epochen jüngerer deutscher Baugeschichte zusammengeführt sind, einander verfremden und doch zusammen passen. Diese räumliche Inszenierung, die dem Besucher jedes Lesen erspart, aber oberflächliches Hinsehen nicht verzeiht, außerdem Wissenswertes in drei Begleitbänden ausführt, erschließt sich in ihrer Aussagekraft offenbar nicht jedem und sofort. Oder doch? An Ort und Stelle freute sich das Eröffnungspublikum dezidiert über eine unaufdringliche Installation, die nach dem Vorsatz „Show, don't tell“ entstanden ist und sich jeglicher pädagogischer oder politischer Anklage oder Besserwisseri verweigert. Das mögen die Einen als subtile Provokation, die Anderen als langweiligen Materialfetischismus empfinden. Wir haben O-Töne Anderer zusammengestellt, weil wir als Beteiligte und Medienpartner Zurückhaltung üben müssen – was beim Anerkennen viel schwieriger ist als beim Kritisieren. In der Kommentarspalte (rechts) geht es ums Lesen.



Oben: Monika Grütters, Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, äußerte sich nach der Eröffnung: Der Pavillonsbeitrag habe „Gardemaß“ erreicht. Derart preussisch-martialische Sprache ließe sich im feinsinnigen, politischen Geschäft wohl als Fehlgriff interpretieren.

<http://blog.hotze.net/?p=2838#more-2838>

„Selbst wenn man als eiliger Besucher den Hintergrund gar nicht kennt, teilt sich diese Ausstellung „Bungalow Germania“ unmittelbar mit: Es gibt etwas zu sehen, zu betasten, zu bestaunen, das aus einer anderen Zeit gefallen zu sein scheint. Und genauso ist es ja auch: Die beiden Kuratoren Alex Lehnerer und Savvas Ciriacidis, in Zürich lebende Deutsche, haben den Auftrag von Biennale-Leiter Rem Koolhaas ernst genommen, den Zeitraum von 1914 und 2014 zu untersuchen. Sie haben dabei auf die Mitte gesehen: auf das Jahr 1964 – zufällig das Jahr, in dem Sep Ruf den Bonner Kanzlerbungalow für Ludwig Erhard baute. (...)

Das ist so geschickt gemacht, so architektonisch gedacht, dass irritierende, ja verstörende Räume entstehen. Und es liefert nebenbei den Beweis, dass der deutsche Pavillon gar nicht abgerissen oder umgebaut werden muss, um eine angemessene nationale Repräsentanz zu sein: Er ist es heute schon. Dabei hilft ein Detail aus der Umbaugeschichte des Pavillons, das erst in diesem Jahr wieder ins Bewusstsein tritt: Der Pavillon ist zwar 1938 im Auftrag der Nazis entscheidend umgebaut worden – dies ist ja der fortwährende Stein des Anstoßes –, aber er ist eben auch in der Nachkriegszeit im Inneren „purifiziert“ worden. Dabei sind Wände herausgenommen und das ganze Interieur einheitlich geweißt worden. Mit dieser Maßnahme hat er entscheidend an Tauglichkeit als Ausstellungshülle gewonnen. Die Maßnahme stammt übrigens aus dem Jahr 1964.“

Jeanette Kunsmann, http://www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-Ein_Kommentar_zum_deutschen_Beitrag_in_Venedig_3924773.html:

„Auf den ersten Blick ein starker Auftritt, auf den zweiten Blick kaum mehr als Show. Beim wiederholten Besuch entzaubert sich der Beitrag als ein drapiertes Stillleben, in das man hineingehen kann. Was sich die beiden Bauten aus 1911/38 und 1964 zu sagen haben, geht als Echo zwischen den Glas- und Steinwänden im Nichts verloren. Es soll ein Dialog sein, ein gebauter, erläutern Lehnerer und Ciriacidis. Damit versprechen die Kuratoren einen Inhalt, eine Auseinandersetzung, einen Diskurs. Doch zu plakativ, zu dünn ist ihre Idee, die keine Fragen stellt.

Wem man applaudieren kann, sind die Handwerker und die Planungsbeteiligten – in letzterem Fall also auch den Kuratoren, die mit ihrem ersten realisierten Einbau in Venedig beweisen, dass sie vor allem die letzten Leistungsphasen ihrer Profession beherrschen. Die Phasen eins bis drei fehlen: der Entwurf. Planerisch also eine Leistung, könnte man die Installation im deutschen Pavillon im besten Fall als Konzept-Kunstwerk bezeichnen. Vielleicht als Aufforderung zu einer neuen Form der Architekturvermittlung, die vor allem im Kontext der übrigen Nationenbeiträge durch ihre formale Qualität auffällt, im Vergleich zu den anderen jedoch inhaltlich abfällt. „

Frank Barkow | 11.06.2014 11:06 Uhr:

„Excellent concept and execution, experiential and spatial, requiring very little text to understand. A compelling dialectic between the two 20th century architectures. Congratulations to all involved. One of the best in recent memory.“

Konzepte

Wie immer erschließt sich das Thema aus dem Vergleich der Pavillons, von denen hier konzepttypische Inszenierungen erwähnt seien. Ähnlich wie im deutschen Pavillon wurde im belgischen auf die Kraft der räumlichen, poetisch inszenierten Situation gesetzt. Hier beklemmt eine weiß gehaltene Leere, die Attribute und kleine Fotos des vermeintlich gemütlichen Interieurs wie Fremdkörper erscheinen lässt und ihnen zugleich inszenatorisch huldigt. Im französischen Pavillon entschied sich der Historiker Jean Louis Cohen für ein geradezu gegensätzliches Konzept zum deutschen oder belgischen: Man muss hier vieles lesen, räumlich ist der Pavillon kaum inszeniert, vielmehr wie ein Museum bespielt. Zentral zieht das Modell jenes modernen Hauses die Augen auf sich, in dem sich Jacques Tatis 1958 gedrehte, vielfach ausgezeichnete Filmsatire „Mon oncle“ abspielt. Das Brunnlein sprudelt allerdings nicht, auch das Garagentor entwickelt im Modell nicht sein technisches Eigenleben. Aus anderen Gründen – siehe unten – würdigte die Jury den französischen, architekturgeschichtlichen Beitrag mit einer Anerkennung. Auf Lesestoff muss man sich auch im britischen und vielen anderen Pavillons konzentrieren. Wohin man schaut: Lesen und blättern. Genauso wenig anschaulich geht es im schweizerischen Pavillon nicht ums geschriebene, sondern vorgetragene Wort: Hans Ulrich Obrist setzt auf Vorträge und Diskussionen, was die Besucher etwas ratlos hinterließ.

Die Löwen

Den Juroren der Biennale sagten dieses Mal jedoch die üppig bestückten, laut inszenierten und mit politisch einwandfreien Aussagen gekennzeichneten Konzepte zu. Im koreanischen Pavillon, der den goldenen Löwen erhielt, sind die Architekturentwicklungen in Nord- und Südkorea nachgezeichnet. Der chilenische Pavillon erhielt den silbernen Löwen für seine Rehabilitation der „Platte“. Im setzkastenähnlich, pop-kitschig bestückten russischen Pavillon erkannte die Jury ein politironisches Moment, im französischen eine selbstkritische Revision jüngerer Baugeschichte, im kanadischen eine sinnliche Präsentation entlegener Regionen.

Wie immer ist es müßig, die Entscheidungen einer Jury zu hinterfragen. Dieses Jahr ging es um die politische Relevanz einer Idee von Moderne, die aus der Vergangenheit in die Zukunft reicht. Dahinter muss man die Auffassung vermuten, dass die Moderne jenes unvollendete Projekt bleibt, welches Jürgen Habermas im Sinn hatte.

Damit wird jedoch bestätigt, dass die regionalen Moderneentwicklungen nie und nimmer auf einen weltweiten Nenner zu bringen sind. Das weiß man eigentlich schon seit einigen Jahrzehnten, sah es aber selten so kompakt wie hier in zahlreichen Vergegenwärtigungs- und Selbstvergewisserungsszenarien präsentiert (siehe Beat Wyss in Archplus).

Unten: Sébastien Martinez Barat, Bernard Dubois, Sarah Levy und Judith Wielander kuratierten den belgischen Pavillon



Den französischen Pavillon bestückte Jean Louis Cohen

Unten: Goldener Löwe für Minusk Cho und seinen koreanischen Pavillon „The Korean Peninsula“



Im russischen Pavillon inszenierten Anton Kalgaev, Brendan McGetrick und Daria Paramonova eine Art Messe für alle Bedürfnisse. Überraschende Kapitalismuskritik?



Architekturgeschichte ist stets auch eine Geschichte der Baupraxis: Fenster und Tür – hier im besonderen Türgriffe – in ihrer Entwicklung könnten aus einem der einschlägigen Bildwörterbücher stammen, die mit dem Internet aus dem Blickfeld der Architekten verschwinden. (Installationen von Sobinco nv und fsb)

Fundamentals

Rem Koolhaas als Generalkommissar besann sich unter dem Titel „Fundamentals“ offenbar darauf, dass Architekturgeschichte neu ins Gedächtnis gerufen werden muss, wo das Internet keine zuverlässige Wissensquelle ist. Und wo ist es das schon?

In der Haupthalle der Giardini beauftragte er Büros und Unternehmen, sich mit insgesamt 16 Sujets des Bauens und ihrer historischen Entwicklung zu befassen. Decke, Fenster, Flur, Boden, Balkon, Feuerstelle, Fassade, Dach, Tür, Wand, Rampe, Treppe, Toilette, Rolltreppe, Aufzug, Architekturbuch – ob diese Sektionen schlüssig sind, sei dahingestellt. In jedem Fall wird hier deutlich, welchen Beitrag das Handwerk und die Bauindustrie zur Architekturentwicklung leisten – oder sagen wir: zu verantworten haben.

Rem Koolhaas schwant offenbar, dass sich das Wissen über Entwicklungsstränge des Bauens, der Architektur und der Planung nicht allein durch das Internet erschließen lässt. Und dass beim Entwerfen das Wissen um die Leistungen der Vorfahren eine Rolle spielen sollte.

Fazit

So wirken die „Fundamentals“ wie eine Mischung aus Architekturbildwörterbuch und Neufert, Vorlagensammlung und Produktkatalog. Wie die ständige Praxissammlung eines Architekturmuseums oder einer ambitionierten Architekturausbildungsstätte. In ihrer Aussagekraft ist sie nur angesichts der Angst davor, was in digitalisierten Wissenskompendien alles verloren geht, biennaletauglich im Sinne eines Ausbildungsappells.





Bei den „Berührungspunkten“ – einer wunderbar organisierten Begegnungsveranstaltung von fsb, Gira und Keuco – warteten viele vergoldete Architektenfiguren auf ihren „Einsatz in Venedig“, der ins Bild zu setzen war.

(Bilder: Wilfried Dechau)

Ausblick

Über weitere Kommentare zur Biennale, über die Ausstellung im großen Arsenale-Gebäude und zu den Korruptionsskandalen in Venedig berichten wir kommenden Woche. Venedigs „Grand Projet“, die Lagunenbefestigung, kostet etwa 10 Milliarden Euro, wovon rund 20 Prozent in die Taschen weniger Politiker fließen. Die Stadt hat aber inzwischen kein Geld mehr, ihre Kanäle zu säubern. Konnte man noch vor wenigen Jahren an den Spuntwänden erkennen, wo gereinigt wird und in bewässerten Kanälen bis auf den Grund schauen, wird man jetzt einer braunen Brühe gewahr. 30 Millionen Touristen pro Jahr tragen zu dem Eindruck bei, dass Venedig an seine existenziellen Grenzen kommt.

Darüber berichtete der in Italien und Deutschland ausgebildete und in Karlsruhe lebende Architekt Dario Malagutti im Programm der „Berührungspunkte“ (siehe rechts oben). Auch am Lido greifen Skandale um sich – Venedig versinkt nicht, sondern wird versenkt. Und bleibt ein Sehnsuchtsort.

